



Die Atomkatastrophe von Fukushima hat die Welt geschockt. Doch wie gehen die Japaner mit den Folgen um? Die Ingolstädterin **CHRISTINE OLMA** (40) lebt seit 2010 in Tokio. Für unsere Zeitung beschreibt sie, wie der Alltag nun aussieht.



Das Leben nach Fukushima

Es bleibt ein Gefühl von Unsicherheit, man kann sich nicht ganz davon frei machen. Möchte man es doch so sehr, das Leben wäre dadurch angenehmer. So tun, als wäre da nichts. Die Rede ist vom Alltag in Tokio nach der Katastrophe in Fukushima vergangenes Jahr am 11. März.

Es beginnt mit dem Einkauf im Lebensmittelgeschäft. Um Fisch mache ich seit dem Vorfall sowieso einen Bogen, ob berechtigt oder nicht – er steht nicht mehr auf meiner Einkaufsliste. Vielleicht auch ein bisschen wegen der Fangquoten, aber das ist ein anderes Thema. Beim Gemüse ist es anders. Darauf will und kann ich nicht verzichten. Freunde haben mir schon vor Monaten eine Liste mit allen kritischen Präfekturen in für mich verständlicher Schrift gegeben. Damit stehe ich vor Bohnen und Salat und versuche unauffällig die japanischen Kanji-Zeichen zu vergleichen, um herauszufinden, wo die Ware herkommt. Ich nenne es das Kanji-Memory. Spaß macht es nicht.

Unbedarf hatte ich zuvor den Gemüsehändler meines Vertrauens gefragt, ob denn Produkte aus den betroffenen Regionen überhaupt angeboten werden. Der Mann hat mich voller Unverständnis angesehen und murmelte vor sich hin, seine Körpersprache hat Missbilligung ausgedrückt. Ich habe nicht nachgefragt. Eine ältere Dame hat die Szene beobachtet und mir in sehr gutem Englisch geholfen. Ja, hier wird alles angeboten und sie will auch keine Produkte aus den angrenzenden Präfekturen zu Fukushima kaufen, nicht wegen ihr, sondern aus Sorge um ihre kleine Enkelin. Auf meine Frage hin, warum die Sachen nicht gesondert gekennzeichnet sind, hat sie sehr fein gelächelt und entgegnet, dass man so was in Japan nicht macht. In diesem Lächeln war die gesamte Kultur dieses Landes sichtbar und wie damit umgegangen wird. Das verbleibende Obst und Gemüse in ihrem und auch in meinem Einkaufswagen war dann sehr übersichtlich.



Die Leuchtreklame bestimmt das Bild in Tokios Hauptstraße. Kurz nach der Katastrophe wurden viele Lichter abgeschaltet, um Strom zu sparen. Inzwischen laufen sie wieder auf Hochtouren. Ein Schälchen Erdbeeren kostet umgerechnet 16 Euro. Doch bei Obst und Gemüse haben viele Angst vor der Strahlung. Fotos: Olma



Fairerweise muss ich natürlich ergänzen, dass die Vorsicht und das Misstrauen gegenüber den Produkten aus Fukushima und den sechs angrenzenden Präfekturen auch unbegründet sein könnte. Das wird einem zumindest auf aktuellen Informationsseiten, beispielsweise der Deutschen Botschaft in Tokio, anschaulich vermittelt. Man könne den japanischen Messungen und Kontrollen vertrauen, heißt es da. Wer es genau wissen will, kann sich stundenlang durch Wasser-, Luft- und Bodenwerte wühlen, Tabellen vergleichen und irgendwann wird einem auch Cäsium 137, Borsäure und Siefert immer vertrauter. Da beruhigt es auch zu erfahren, dass man die größte Strahlenbelastung bei Langstreckenflügen oder bei Röntgen/CT Anwendungen abbekommt und demnach nicht im hiesigen Gemüseladen.



Aber warum bleibt dann dieses Unbehagen? Eine Antwort bekommt man im Gespräch mit Japanern. Ich wollte wissen, ob sie der Regierung und der gesamten Informationspolitik im Land trauen. Die Aussagen waren sehr ernüchternd. Nein, es wird nicht mehr vertraut. Sicher ist meine Umfrage nicht repräsentativ für die gesamte japanische Bevölkerung, aber auf diese Einstellung treffe ich auffällig häufig, quer durch alle Alters- und Gesellschaftsschichten. Man müsse



sich selbst um Messungen zum Beispiel auf Kinderspielplätzen kümmern, Berichte ausländischer Stellen wird mehr Glauben geschenkt und es ist erschreckend und traurig zu sehen, wie schleppend Hilfe in der Region ankommt.

Wenn man den offiziellen Weg wählt, um finanzielle Hilfe vor Ort zu leisten, braucht man einen langen Atem und viel Geduld. Es gibt mittlerweile viele private Organisationen oder ausländische Botschaften, die wertvolle und direkte Hilfe in den Krisengebieten leisten. Überhaupt scheint sich die Bevölkerung in Tokio immer noch mehr um das Schicksal der Menschen in den zerstörten Gebieten zu Sorgen als um die eigene Gesundheit. Wie sieht aber die Hilfsbereitschaft aus, wenn es vor der eigenen Haustür ungemütlich werden könnte? Unmengen an kontaminierten Erdreich und Schutt müssen entsorgt werden – und das will erst mal niemand haben.

Was hat sich denn überhaupt in diesem Jahr verändert? Ja, es gab Anti-atomkraft-Proteste auf den Straßen in Tokio und für japanische Verhältnisse sogar recht umfangreiche. Der größte Protest findet aber eher im Stillen statt. Die Regierung will mit den Kompromissen schließen. Im Moment sind 52 Atomkraftwerke zu Kontrollzwecken abgeschaltet (die letzten zwei sollen im April folgen). Der Strom kommt derzeit überwiegend von Wasser- und Wärmekraftwerken und ist spürbar teurer. Wird es eine Frage der Zeit sein, wann sich die Bevölkerung wieder für Atomstrom entscheidet? Immerhin 60 bis 70 Prozent der Bevölkerung und vor allem die, die ein Atomkraftwerk in ihrer Nähe haben, wollen es nicht wieder am Netz haben. Ein großer Bestandteil japanischer Kultur ist das ausgiebige Besprechen eines Vorhabens. Alle Beteiligten müssen verstanden haben, um was es geht und am Ende bestenfalls überzeugt sein. Es wird schwierig werden und die wirtschaftliche Entwicklung des Landes beeinträchtigen.

Gibt es ansonsten offensichtliche Veränderungen? Es ist viel die Rede vom Energiesparen „Save Energy for Japan“, heißt es da. In der Werbung tauchen innovative Stromsparende Küchengeräte auf und tatsächlich gibt es Geschäfte, die ein oder zwei Deckenlampen ausgeschaltet haben. Unmittelbar nach der Katastrophe ist Tokio stiller und dunkler gewesen, davon ist heute kaum mehr was zu sehen. Vergangenen Sommer sind in Büros Klimaanlage nicht mehr auf vollen Touren gelaufen, zur Freude der Angestellten, man durfte kurze Hemden tragen und das Sakko ausziehen.

Es gibt sie schon, die Japaner, die sich heute darüber ärgern, dass tagsüber Leuchtreklame brennt, aber wie viele bemerken das überhaupt. Wie sensibilisiert man eine Nation, die vor allen Dingen in den Großstädten mit visuellen und auditiven Reizen aufgewachsen ist? Die Menschen sind technikverliebt und legen großen Wert auf Annehmlichkeiten wie zum Beispiel beheizte Klobrillen. Interessant ist allerdings, dass zu Hause in der kalten Jahreszeit nur der Körper beheizt wird und nicht der ganze Raum. Da kann man sicher Energie sparen. Hätte man allerdings gut isolierte Häuser und Wohnungen, die es hier kaum gibt, würde das Sparmodell auch wieder anders aussehen.

Und da wäre noch etwas, dass die Menschen im Großraum Tokio aktuell zunehmend beschäftigt. Es soll ein großes Beben geben. In den nächsten drei bis sechs Jahren. Viele Firmen nehmen die Nachricht ernst und rüsten sich für den Ernstfall. Es wurde zu Übungszwecken sogar schon in U-Bahn-Schächten übernachtet, und die Notfallrucksäcke sind jederzeit griffbereit. Wie viel Glauben man dieser Vorhersage schenken kann, das muss jeder für sich entscheiden. Das große Sendai-Beben im vergangenen Jahr hatte eine Wahrscheinlichkeit von zwei Prozent. Japan ist ein Erdbebenland. Allein im vergangenen Jahr sind dort über 19000 Beben gezählt worden.